

wurde ein Brief entworfen, der dem Institut das erlittene Unrecht wiedergutmachte. In diesem Brief wurde eine Interpretation des Artikels über die lateinische Unterrichtssprache gegeben, die darauf hinauslief, daß die Exposition der Texte des heiligen Thomas auf lateinisch, die Erläuterung und Auslegung jedoch auf französisch gegeben werden solle.

Dies war keine offizielle Interpretation, sondern die persönliche Meinung des Kardinals, die allerdings im Gegensatz stand zum Schreiben des Kardinals Mazzella. Mercier brannte darauf, dieses Schreiben zu veröffentlichen, doch seine Freunde warnten ihn davor, und so gab er den Bischöfen und dem Rektor nur teilweise davon Kenntnis.

Die Situation war für den neuen Kardinalpräfekten nicht leicht. Er mußte erst langsam die entscheidenden Stellen für seine Meinung gewinnen. Als aber die Feinde Merciers wieder anfangen, die alten Vorwürfe gegen das Institut vorzubringen, machte der Kardinal kurzen Prozeß und ermächtigte Mercier, seinen Brief zu veröffentlichen. Der Rektor erkannte diesen Brief nicht als offiziell an und verlangte vom Kardinal von Mecheln eine Klarstellung. Der Kardinal kam in Verlegenheit und wollte sich in Rom erkundigen. Der Kardinalpräfekt wurde durch Mercier über den Stand der Dinge unterrichtet. Inzwischen hatte er aber den Papst für sich gewonnen und auch seinen Vorgänger, den er über manche Dinge informieren konnte, von denen dieser nichts gewußt hatte. Kardinal Satolli war entschlossen, dem Streit ein Ende zu bereiten, zumal der Rektor nicht aufhörte, Mercier bei jeder Gelegenheit Schwierigkeiten zu machen.

Es stand ein großer Eucharistischer Kongreß in Brüssel bevor. Kardinal Vanutelli wurde als Päpstlicher Legat beauftragt, die Sache des Instituts wieder in Ordnung zu bringen. An Ort und Stelle erfolgte eine genaue Untersuchung des Falles, und nachdem die Schuld des Rektors klar erwiesen war, wurde der Kardinal von Mecheln beauftragt, für das Institut einzutreten und dafür zu sorgen, daß die Weisungen des Kardinalpräfekten Satolli durchgeführt würden. Vanutelli betonte, daß es der ausdrückliche Wille des Papstes sei, daß die Vorlesungen auf französisch gehalten würden. Gleich nach der Bischofskonferenz wurde Mercier nach Mecheln berufen und erfuhr dort, daß sein Widersacher im Institut, Prof. De Baets das Institut verlassen werde und daß der Rektor aus Gesundheitsrücksichten zurücktrete. Der Rektor hatte seinen Rücktritt noch vor der Bischofskonferenz eingereicht. Das Gesuch wurde angenommen. Sein Nachfolger war ein Mann, der für den Frieden eintrat.

Satolli war von diesem Ausgang der Dinge entzückt. Andererseits hatte er einige Klagen gehört über die Art, wie Mercier über die Autoritäten hinweg mit Rom verhandelte. Die belgischen Bischöfe waren weniger zufrieden, was Mercier auch gleich in Mecheln feststellen konnte. Einige seiner Wünsche lehnten die Bischöfe ab, über die Frage der Unterrichtssprache konnte er von ihnen nichts erfahren. Der neue Rektor hatte zwar gegen die französische Sprache nichts einzuwenden. Aber Mercier zeigte sich doch etwas beunruhigt. Er schrieb deshalb an den Kardinalpräfekten, aber dieser schwieg. Er wollte mit der Sache jetzt nichts mehr zu tun haben. Nun war es an den belgischen Bischöfen, zu entscheiden. Mercier erfuhr immerhin aus Rom, daß die Kongregation an ihren Entscheidungen festhielt und daß von seiten der Bischöfe kein Gegenschritt in Rom erfolgt sei. Er solle nur mit

Vertrauen auf die Entscheidung der Bischöfe warten. Im März 1899 fuhr der Kardinal von Mecheln nach Rom und traf sich mit dem Kardinalpräfekten, wobei sich zeigte, daß beide bezüglich des Instituts einer Meinung waren. Nun konnte der Kardinal von Mecheln mit den belgischen Bischöfen in seinem Sinne verhandeln, ohne das Gefühl haben zu müssen, daß er das Heft nicht mehr in der Hand hätte.

Als dann im Juli Mercier über den Rektor ein Memorandum über die Frage des Lateinischen an die Bischöfe sandte, in dem beiden Gesichtspunkten Rechnung getragen wurde, so daß das Französische und das Lateinische zur Anwendung kamen, erklärten sich die Bischöfe damit einverstanden. Mercier konnte dem Kardinalpräfekten mitteilen, daß Rektor und Bischöfe mit den Instruktionen der Studienkongregation einiggingen. So ernteten das Institut und sein Leiter Mercier gelegentlich einer belgischen Rompilgerfahrt höchstes Lob, nicht nur von seiten des Kardinalpräfekten, sondern auch durch den Papst selbst. Es wurde der Wunsch ausgesprochen, daß dieses Institut nicht nur das erste Belgiens, sondern der ganzen Welt würde.

### *Die geistige Bedeutung des Instituts*

Von da ab nahm das Institut eine ungestörte Entwicklung und entfaltete eine reiche wissenschaftliche Tätigkeit. Mercier und seine Mitarbeiter De Wulf, Nys, Deploige und Thiéry brachten die Neuscholastik auf allen Gebieten zu höchstem Ansehen. Die Revue Néo-Scholastique war ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, diese Erneuerung in die übrige Welt zu tragen. Der Leitgedanke seiner ganzen Arbeit war die Pflege des Kontakts zwischen den großen mittelalterlichen scholastischen Synthesen und den Ergebnissen der modernen Wissenschaften sowie der modernen Philosophie zum Zwecke der dauernden Überprüfung der eigenen Denkergebnisse. Diese Haltung hat dem Institut nach außen großes Ansehen verschafft, auch bei nichtkatholischen Forschern. Diese hohe Aufgabe ist nach den damaligen Maßstäben durchgeführt worden, und wir hätten heute Mühe, die Bewunderung Merciers für die Wissenschaften mitzuvollziehen, wie er sie etwa der Psychologie entgegenbrachte. Wenn Mercier in der Einschätzung der damaligen Wissenschaften vielleicht auch zu weit ging, so hat er doch nicht übersehen, daß die Philosophie über den Wissenschaften steht. Sein Kampf galt der Überwindung des wissenschaftlichen Positivismus. Nur glaubte er, diesen Kampf erst dann redlich führen zu können, wenn er die Wissenschaft auch selbst kennen lernte, um ihre philosophischen Voraussetzungen herauszuarbeiten.

### **Lebensphilosophie des Durchschnittsmenschen**

In den vergangenen Jahren haben sich zwei englische Soziologen, B. Seebohm Rowntree und G. R. Lavers an das schwierige Unternehmen gewagt, ein „den Möglichkeiten entsprechend genaues allgemeines Bild von der Lebensphilosophie der Mehrheit der Bevölkerung in England und Wales“ zu gewinnen. Der Bericht, in dem sie das Ergebnis ihrer Untersuchungen vorlegen, darf unter die wichtigen Veröffentlichungen des vergangenen Jahres gerechnet werden (English Life and Leisure. A social study. London 1951. 482 Seiten).

Es handelte sich darum, mit den Methoden der Soziographie die typischen Lebensgewohnheiten und Lebensanschauungen zu fixieren, die den Durchschnittsmenschen in unseren Tagen bestimmen. Natürlich sind diese Gewohnheiten in England anders als anderswo. Aber es ist einer der wesentlichen Eindrücke, die man beim Studium dieses Berichtes empfängt, daß die Sitten und Verhaltensweisen in den Ländern der westlichen Welt nicht mehr so verschieden sind wie früher und, wenn sie sich unterscheiden, daß dann doch im Grunde dieselbe Einstellung zum Leben in ihnen ausgedrückt wird.

Man wird von vornherein nichts anderes erwarten, als daß der Mensch, der sich in diesen Blättern enthüllt, eine traurige Figur macht. Aber es spricht für die Sorgfalt dieser Untersuchungen, daß sie kein heilloses Bild zutage fördern. Zum Beispiel bestätigen sie, „daß es im englischen öffentlichen und geschäftlichen Leben nicht eigentlich korrupt zugeht“. Und auch in den privaten Lebensgewohnheiten und Ansichten offenbart sich eine Menschenseele, die für ihre wahre Bestimmung immer noch ansprechbar ist.

Der Wert der Untersuchungen von Rowntree und Lavers ist für jeden, der mit den Menschen zu tun hat, sehr erheblich. Ein Kritiker schreibt: „Dieser Überblick liefert — wenn auch unvollkommen — die Unterlagen für ein Urteil. Das Bild, das er zeichnet, ist das Bild der Gesellschaft, deren Erlösung der Existenzzweck der Kirche ist.“ Diese Kritik ist richtig. Die Herder-Korrespondenz wird deshalb ausführlich über die Enquête berichten.

Man wird die Frage aufwerfen: Ist der Mensch aus den Gewohnheiten, die sein Leben äußerlich prägen, zu erklären? Ist selbst die sorgfältigste Beschreibung des äußeren Verhaltens eine Methode, die uns an die Motive führt? Gibt es überhaupt einen Durchschnittsmenschen oder kann man mit diesem Typus etwas anfangen? Zu einem Teil wird sich diese Frage erledigen, wenn wir die Methode darlegen, deren sich unsere Forscher bedient haben. Ein Rest davon wird übrigbleiben.

Die Gewohnheiten und Ansichten der Menschen, die hier zu Worte kommen, gründen selbstverständlich in irgendeiner Religion oder im Mangel einer Religion. Donald Attwater hat in seiner Besprechung dieses Berichts in „The Commonweal“ (Bd. 54, Nr. 18, S. 427) gesagt, man sollte den Mangel an Religion nicht mit dem Wort „heidnisch“ benennen. Wir haben es nicht mit Heidentum zu tun, einer zwar falschen, aber doch wirklichen Form von Religion. „Was Mr. Rowntree und Mr. Lavers zeigen, ist ein ausgesprochener Zustand der Nicht-Religion. Das vollständige Nichtwissen oder das vollständige Nichtverstehen von dem, was Christentum ist, ist über alles erstaunlich oder wird doch wenigstens viele in Erstaunen setzen.“

Aber dies ist ja die Frage, die sich dem Leser des Berichts aufdrängt. Kann man aus dem Verhalten der Menschen, das hier geschildert wird, aus ihrem Reden und Handeln sichere Schlüsse auf ihre innerste Einstellung ziehen? Sind nicht der soziographischen und sozialpsychologischen Forschung hier unüberwindbare Grenzen gesetzt? Kann man von den Menschen ihr Innerstes erfragen? Und wenn man es versucht, wird nicht bei der Auswertung der Fragen die Einstellung des Forschers die Akzente setzen, selbst wenn er ganz unvoreingenommen sein möchte?

Rowntree und Lavers waren sich dieser Grenzen bewußt. Sie schreiben im Vorwort: „Wir behaupten natürlich nicht, daß die Zahl der befragten Personen genügend groß wäre, um uns zu einer statistischen Auswertung der

gewonnenen Einsichten zu berechtigen.“ Das Ziel ihrer Untersuchungen war nicht, eine billige Gallup-Statistik aufzumachen. Sie suchten nach Methoden, das Ergebnis weniger quantitativ als qualitativ auszuwerten.

### Die Methode

Die Auskunftspersonen sollten sich über ihr Innerstes aussprechen. Deshalb schieden die gewöhnlichen Methoden des Fragebogens und des direkten Interviews aus. Sie verleiten allzu leicht dazu, daß man das sagt, was man gelernt hat, was man vielleicht theoretisch für richtig hält. In unserm Fall wurde ein indirektes Verfahren angewendet. Die Befragten sollten „ihre Lebensphilosophie offenbaren, ohne sich bewußt zu werden, daß sie es taten“. Die geschulten Fragepersonen erhielten deshalb die Weisung, zunächst mit den zu Befragenden näher bekannt zu werden und ihr Vertrauen zu gewinnen. Dann hatten sie in einer größeren Anzahl zwangloser und thematisch nicht festgelegter Unterhaltungen ihre Ansichten zu erkunden.

Es wurden rund tausend Menschen um ihre Ansicht gefragt und ihre Lebensgewohnheiten ermittelt. Die Wahl dieser Auskunftspersonen beruhte auf exakten soziographischen Unterlagen. Sie wurden aus etwa 12 englischen Großstädten, zahlreichen kleineren und Kleinstädten und vom Lande genommen. Es waren Angehörige der verschiedensten Gruppen des Alters, der Herkunft, der beruflichen und sozialen Stellung, der verschiedenen Religionsgemeinschaften und Parteien: Menschen mit sehr unterschiedlichen Lebensschicksalen. Sie sollten in ihrer Gesamtheit das Volk repräsentieren.

Natürlich mußten die Gegenstände der Befragung bestimmt werden, wenn sie auch den Auskunftspersonen nicht bekannt wurden. Rowntree und Lavers haben geglaubt, daß folgende Sachgebiete geeignet sind, die gesamte Lebenseinstellung des durchschnittlichen Menschen zu erkunden: Glücksspiel, Trinken, Rauchen, Sexualität, Eheauffassung, Kino, Theater, Rundfunk, Tanz, Lektüre, Erwachsenenbildung und Religion. Man hat also angenommen, daß die Ansichten eines Menschen von diesen Dingen und sein Verhalten ihnen gegenüber genügen, um ein Urteil über seine Lebensphilosophie zu gewinnen. In der Liste dieser Themen fehlen einige wichtige Gebiete des Lebens, darunter auffallenderweise der Sport, auch die Politik. Die beiden Forscher sagen dazu: „Da wir es mit den Problemen der Mußgestaltung und des Verhältnisses zum Leben zu tun hatten, war es unvermeidlich, daß wir uns auf *die* Dinge verlegten, die für unsere Zeitgenossen von aktivem Interesse und innerer Anteilnahme sind, also auf solche Dinge, über die weite Kreise des Publikums sich in Sorge oder Begeisterung erregen.“ Aktiver Sport und Politik gehören anscheinend auch in England nicht oder nicht mehr zu diesen Dingen.

Man bemühte sich also, nach denjenigen Themen zu fragen, die mutmaßlich für die meisten Menschen „das Leben“ bedeuten. Man fragte nicht direkt nach dem Beruf, der politischen Einstellung, der Ehe und Familie, den sozialen Ansichten, den allgemeinen Anschauungen über den Sinn des Lebens, dem Glaubensbekenntnis, also solchen Dingen, in denen Theorie und Praxis zumeist auseinanderfallen, über die der Mensch nur selten ganz unbefangen und natürlich spricht. Man wollte aus dem, was die Menschen wirklich bewegt, zu erschließen suchen, was sie sind.

Tatsächlich ist es gelungen, in den Unterhaltungen eine

Fülle von Äußerungen über alle wesentlichen dogmatischen und moralischen Probleme zu erlangen. Sie fielen ganz nebenbei und sind deshalb um so ernster zu nehmen. Doch wichtiger als die direkten Äußerungen zu den letzten Fragen ist das, was aus dem Habitus im Alltag und am Wochenende erschlossen werden kann.

Die Enquete wird in dem Endbericht von den beiden Verfassern natürlich ausgewertet. Aber man bietet dem Leser nicht nur die eigene Auswertung dar. Im ersten Teil des Buches werden 220 Anamnesen mitgeteilt; es wird uns also das Resümee von den Unterhaltungen wiedergegeben, in denen sich jedesmal ein Lebensschicksal spiegelt. Die Durchsicht dieser 220 Fälle überzeugt uns von der Objektivität ihrer Auswertung durch die Verfasser. Sie haben ein übriges getan, indem sie sich von etwa 200 Sachverständigen ihre Eindrücke bestätigen ließen. Darunter waren Minister und Juristen, Sozialbeamte, Lehrer und Geistliche, Ärzte und Männer und Frauen anderer Berufe, denen man ein Urteil zutrauen darf.

Damit der Leser unseres Berichtes sich selbst einen Eindruck von den Unterlagen der Enquete verschaffen kann, geben wir eine von den 220 mitgeteilten case-histories wörtlich wieder. Über 700 weitere sind im Endbericht von Rowntree nicht veröffentlicht worden. Das hätte zu weit geführt. Aber jede einzelne ist das Ergebnis einer ganzen Anzahl von Unterhaltungen zwischen einem geschulten Reporter und der befragten Person.

Ein aufs Geratewohl herausgegriffener Bericht lautet: „Miß K. ist in einer Fabrik beschäftigt. Sie ist ein breitgebautes, gut aussehendes Mädchen von etwa 28 Jahren mit schwarzem Haar, das eine erste Spur von Grau zeigt. Während des Krieges war sie zweimal verlobt. Beide Verlobten fielen, der erste in der Schlacht um England, der zweite im letzten Kriegsjahr zur See. Sie ist dadurch nicht verbittert worden, aber ziemlich teilnahmslos. Sie lebt mit einem verheirateten Freund. Sie ist froh über das Familienleben, an dem sie dort teilhaben darf. Sie liebt es aber auch auszugehen und hat keinen Mangel an jungen Männern, die sich ihr nähern. Meistens, wenn sie mit Männern ausgeht, bezahlt sie die Rechnung. Sie sagt, sie verdient gut und kann das leichter machen als jene. Sie trinkt gern, aber nicht viel. Sie raucht mäßig. Sie wettet eifrig, meistens Pferderennen durch Vermittlung eines Buchmacher-Agenten in der Fabrik. Sie geht auch zum Hunderennen und spielt einen Fußballtip. Sie sagt, sie sei sich der Chancen, die gegen den Gewinn sprechen, voll bewußt. Aber es gibt ihrem Leben eine Hoffnung, die ihm sonst fehlen würde. Und das Geld, das sie verliert, kann sie sich gut leisten. Sie meint, die Erregung, die sie davon hat, ist den Preis wert. Wenn ihr ein Mann gefällt, hat sie nichts dagegen, mit ihm zu schlafen. Wenn er ihr sehr gefällt, gibt sie sich Mühe, ihn dazu zu bewegen. Sie glaubt aber, daß sie viel weniger von sich selbst dabei hergibt, als sie ihren beiden Verlobten gegeben hätte, die tot sind und an die sie sich mit großer Zärtlichkeit erinnert. Sie hat viel übrig für Religion. Sie glaubt abwägend, daß etwas Wahres daran sein muß, weil so viele ordentliche Leute daran glauben. Auf Grund ihres eigenen Wissens kann sie nichts Genaues darüber sagen. Es ist auch nicht gut, die Geistlichen zu fragen; denn das ist ihr Beruf. Sie findet es sehr unwahrscheinlich, zu glauben, daß sie beim Tode ganz und gar untergeht, aber ‚sie weiß es nicht‘. Ihre beiden Eltern sind noch am Leben. Sie wohnen weit weg von ihrer Arbeitsstätte. Sie sieht sie einmal im Jahr. Sie besucht auch die Mutter ihres zweiten

Verlobten und hat sie sehr gern. Miß K. geht nie ins Theater, aber sehr gern ins Kino und hat sich neuerdings entschlossen, am Samstag nachmittag zu Vereins-Fußballspielen zu gehen, bevor sie am Abend am Windhunderennen teilnimmt.“

Derartige Berichte, tausend im ganzen, ergänzt durch mehrere örtlich oder sozial spezialisierte Probeenqueten und durch Besprechungen mit Sachverständigen aller Art, dürfen wohl als eine genügende Erfahrungsgrundlage für ein Urteil über die „Lebensphilosophie der Bevölkerungsmehrheit“ angesehen werden. Was den letzten, religiösen Grund dieser Philosophie angeht, möchten wir dennoch die Einschränkungen von Donald Attwater wiedergeben. Er weist in der erwähnten Besprechung darauf hin, daß viele Erscheinungen eines aufblühenden religiösen Lebens in dem traurigen Durchschnittsbild nicht erfaßt werden, überhaupt nicht erfassbar sind. Wie wenige den Geist Christi auch immer tragen mögen: „tausend gute Christen in einer Bevölkerung von zehn Millionen stellen eine bessere religiöse Situation dar als fünf Millionen Leute, die sich katholisch oder sonstwie religiös nennen, aber keinen Gebrauch davon machen.“ Ein noch so dunkles Bild im Rahmen einer Untersuchung wie dieses kann nicht beweisen, daß die Religion nicht mehr da sei. „English Life and Leisure“ ist also nicht die ganze Geschichte! Immerhin glauben wir aber: es ist die Geschichte, mit der jene tausend es zu tun haben, wenn sie als Apostel wirken wollen.

### *Religion*

Es wird für unsere Leser vor allem von Bedeutung sein, zu erfahren, wie das Gesamturteil dieser Untersuchung über die religiöse Situation ausfällt, das im 13. Kapitel des Berichtes zusammenfassend gegeben wird. Es ist ein Ergebnis, das durch alle anderen Kapitel bestätigt und ergänzt und das durch die mitgeteilten Anamnesen sehr veranschaulicht wird. Nach Maßgabe unseres Raumes werden wir auch über die Ergänzungen noch berichten. Die Frage lautet: Ist die Religion, insbesondere das Christentum, im heutigen Leben des englischen Volkes immer noch eine Lebensmacht? Sind die Menschen überzeugt, daß Religion „für das Leben etwas bedeutet“? Übt sie auf ihr Verhalten Einfluß aus? Bedeutet das Nachlassen in der religiösen Observanz, als deren Maßstab der Kirchenbesuch gelten kann, zugleich einen Rückgang des religiösen Lebens?

Die Verfasser stützen ihr Urteil in dieser Sache 1. auf die Auswertung von 975 Fällen, 2. auf 125 Unterredungen mit Persönlichkeiten, die dem kirchlichen Leben beruflich oder persönlich nahestehen oder durch ihren Beruf Einblick in das Seelenleben zahlreicher Menschen gewinnen, 3. auf eine eingehende Untersuchung der Bewegung des Kirchenbesuchs in den beiden Städten York (Sitz des anglikanischen Erzbischofs) und High Wycombe (Industriestadt, 50 km von London, 1948: 40580 Einwohner gegen 27988 im Jahre 1931). Die Untersuchungen über den Kirchenbesuch erstrecken sich auf die Zeit von 1901 bis 1948.

### *Religiöse Observanz*

Die Kirchenbesuchsstatistik sollte zeigen, wie die Tendenz der äußeren Anteilnahme am kirchlichen Leben ist. Alle Zählungen wurden mit großer Genauigkeit durchgeführt, insbesondere wurde auch die Alterszusammensetzung der Kirchgänger ermittelt. Selbst wenn man nun aber, wie es geschah, die Zählungen mehrfach wiederholt, also ein

relativ genaues Bild bekommt, wird es doch fragwürdig bleiben, ob der Kirchenbesuch für sich allein als Maßstab für die Ausübung der Religion genügt. Man muß ja bedenken, daß die Nicht-Katholiken vielfach keine innere Nötigung zum regelmäßigen Kirchenbesuch empfinden, und was die Katholiken betrifft, beweist der Besuch der Sonntagsmesse wieder zu wenig; denn öfters führt nicht Religion, sondern Tradition einen Katholiken am Sonntag zur Kirche. Trotz dieser Vorbehalte sind die Ergebnisse dank der Sorgfalt der Methoden von Wert.

Wir geben als Beispiel die Ergebnisse von York wieder. Die Stadt hatte 1901 48 000 Einwohner, 1935 72 000, 1948 78 500. Sie besitzt 29 anglikanische, 31 freikirchliche, 5 katholische Gottesdienststätten, 2 von der Heilsarmee und 2 Missionsversammlungen. Der Gottesdienstbesuch insgesamt betrug 1901 35,5% der erwachsenen Bevölkerung über 17 Jahre, 1935 17,7%, 1948 13%. Trotz des Wachstums der Bevölkerung wurden 1948 nur 10 200 Kirchgänger gezählt, während es im Jahre 1901 noch 17 060 gewesen waren. Von ihnen besuchten im Jahre 1948 33,1% die anglikanischen Gottesdienste, 34,4% die freikirchlichen, 30,1% die katholischen und 2,4% die Versammlungen der Heilsarmee. Bemerkenswert ist hieran, daß der Anteil der katholischen Gottesdienstbesucher sich seit 1901 von 13,8% auf 30,1% gesteigert hat, während die anglikanische Kirche absolut und relativ weitaus am meisten an Boden verlor. Aber auch die Freikirchen haben einen Verlust von fast 50% der absoluten Zahl ihrer Kirchgänger erlitten, der relativ noch weit größer ist, wenn man nämlich die Bevölkerungssteigerung berücksichtigt.

Weniger ungleich, als man es erwarten möchte, ist der Anteil der Geschlechter am Gottesdienstbesuch. Der Anteil der Männer an der Gesamtbevölkerung beträgt 47,6%. Unter den Kirchenbesuchern waren bei den Anglikanern 40,3% Männer, bei den Freikirchen 39%, bei den Katholiken 44,3%, bei der Heilsarmee 32,1%. Auch altersmäßig bietet sich ein unerwartetes Ergebnis. In England sind 64,6% der Bevölkerung weniger als 50 Jahre alt. Erstaunlicherweise ist der Anteil der Jüngeren auch im Gottesdienst hoch. Unter 50 Jahre alt waren von den erwachsenen Besuchern bei den Anglikanern 63,8%, bei den Freikirchen 54,9%, bei den Katholiken 77,4%, bei der Heilsarmee 67%. Wieder zeigt sich, daß die katholische Kirche am wenigsten unter der fallenden Tendenz zu leiden hat. Im Gegenteil, bei ihr übersteigt der Anteil der Jüngeren sogar sehr erheblich den Bevölkerungsdurchschnitt. Am stärksten überaltert scheinen die Freikirchen zu sein.

Dies also ist das Bild, das die Anteilnahme am kirchlichen Leben in York bietet. In High Wycombe, der Industriestadt in der Nähe von London, nahmen nur 10,5% der Bevölkerung über 17 Jahre am Gottesdienst teil. Man wird damit rechnen müssen, daß die Zählungen wesentlich ungünstiger ausgefallen wären, hätte man sie in irgendeiner Großstadt unternommen. Es ist sogar zweifelhaft, ob der ermittelte Prozentsatz auf dem Lande erreicht worden wäre. Auf alle Fälle ist es wohl nicht übertrieben, wenn man davon ausgeht, daß nur etwa 10% unserer Zeitgenossen in England mehr als gelegentlich am kirchlichen Leben teilnehmen.

#### *Die Einstellung gegenüber Kirche und Geistlichkeit*

In einem weiteren Abschnitt wird nun über die Einstellung der Nicht-Kirchgänger gegenüber Geistlichkeit, Got-

tesdienst und Kirche berichtet. An der Spitze steht die Feststellung: „Ohne Rücksicht auf die Gläubigkeit oder Ungläubigkeit hinsichtlich der christlichen Religion . . . haben wir eine so weit verbreitete Abneigung gegen die Geistlichen der anglikanischen und der Freikirchen festgestellt, daß sie nur als Anti-Klerikalismus bezeichnet werden kann.“ Rowntree und Lavers geben zu erkennen, daß die katholischen Geistlichen von dieser Abneigung weniger betroffen werden. Weil die katholische Kirche in ausgesprochener Diasporasituation steht (ihr Anteil beträgt etwa 10% der gesamten Bevölkerung), ist das Ansehen der Geistlichen bei den Katholiken naturgemäß stärker als in rein katholischen Ländern, während sie gegenüber den Andersgläubigen entsprechend weniger in Erscheinung treten.

Der Bericht erzählt einen typischen Fall aus London. Dort leitete ein methodistischer Pfarrer von Westend einen Jugendclub im Osten der Stadt. Er vermied es sorgfältig, sich als Geistlicher zu erkennen zu geben. Eines Tages traf er in einer anderen Stadtgegend zufällig einige regelmäßige Besucher seines Clubs, als er in geistlicher Kleidung war. Daraufhin blieben sämtliche Jungen weg. Die Kritik an der Geistlichkeit bedient sich weithin des Argumentes, das einer der Befragten so formulierte: „Niemand glaubt den Unsinn, den sie in der Kirche lesen. Die Pfarrer tun es ja nur, um damit ihren Lebensunterhalt zu verdienen.“ Es ist ein „job“, ein wenig bequemer als andere Berufe. „Sprechen Sie mir nicht von den Pfarrern. Wenn sie es wissen wollen: sie haben einen hübschen, bequemen Beruf. Sie wollen dem ordentlichen, arbeitenden Volk Belehrungen erteilen, wie es zu leben hat! Was wissen sie denn davon. Die meisten haben doch nie in ihrem Leben ein ordentliches Tagewerk hinter sich gebracht!“ Gegenüber den Laien, die am Gottesdienst teilnehmen, zeigten die anderen „nicht selten“ eine ähnliche Abneigung. Eine Autobus-Schaffnerin begründete sie z. B. folgendermaßen: „Wenn ich die Leute sonntags vom Gottesdienst nach Hause fahre, sehen sie mir durchaus nicht anders aus als bei der Hinfahrt, und ich höre, daß sie genau so gehässig übereinander klatschen wie gewöhnlich.“ Andere Begründungen lauteten: die Kirchgänger leben ja doch nicht nach ihrem Glauben; sie sind nicht anders als die anderen; es sind nur Leute, die nichts zu tun haben; was hat das Kirchegehen für einen Sinn? „Als ich 14 Monate an Tbc krank lag, waren es nicht die Kirchgänger, die mir geholfen haben, sondern Arbeitskameraden. Sie gehen lieber in die Kneipe als in die Kirche, und so ich auch.“

Merkwürdigerweise sind die beiden Forscher einer anderen Kategorie von Gründen der Abneigung gegen den Klerus begegnet. Die Geistlichen genießen nicht mehr den Respekt wirklich gebildeter und auf der Höhe der Zeit stehender Menschen. Zum Teil liegt es daran, daß der Beruf auf hochqualifizierte junge Menschen keine Anziehungskraft ausübt, so daß die nicht-katholischen Gemeinschaften gezwungen waren, ihre Ansprüche an den Nachwuchs herunterzusetzen. Andererseits aber scheint es, daß der geistliche Stand in England noch mehr als die anderen akademischen Berufe das frühere Prestige an die technischen Spezialisten abgeben mußte. So ist er heute weithin einer gewissen Geringschätzung verfallen. Er wird nicht mehr unter die führenden Stände gezählt. Die Kirche als Institution genießt nach den Erfahrungen von Rowntree bei fast allen, die irgendwie soziale Verantwortung tragen, hohes Ansehen. Nicht gering ist der

Prozentsatz derjenigen unter ihnen, die sich außerberuflich im kirchlichen Apostolat betätigen. Nicht so günstig, eher entgegengesetzt, ist der Eindruck, wo es sich um die Durchschnittsmenschen handelt. Sie scheinen zu der Meinung zu neigen, das kirchliche Denken und die Haltung der Kirche gegenüber den Problemen der Zeit ist veraltet, die Kirche selbst ist etwas Veraltetes. „Die Kirche wird im allgemeinen mit Toleranz und Teilnahmslosigkeit betrachtet und mit wenig oder gar keiner Feindseligkeit, wie sie der Klerus so oft hervorruft.“ Man ist also um so bereiter, die Kirche gewähren zu lassen, je weniger die Geistlichen und je mehr die Laien in ihr hervortreten. Unsere Gewährleute wollen sogar bemerkt haben, daß eine gewisse Sehnsucht nach einer „reformierten“ kirchlichen Gemeinschaft sich zeigt. Einer der Befragten formulierte es etwa so: In den gegenwärtigen Kirchen hat man das Gefühl, sie glaubten selbst nicht, was sie da lesen und beten. Aber es muß etwas geben! In der Welt ist viel Liebe und Selbstlosigkeit. Sie müßte organisiert werden. Aber die jetzigen Kirchen können das nicht mehr. „Sie sind viel zu sehr außer Kontakt.“

### *Der Glaubensbestand*

Wie steht es nun um den Glauben an die Wahrheit der Offenbarung? Der Bericht geht aus von der Feststellung, die ja auch mit 1 Kor. 15, 14 übereinstimmt, daß der Glaube an die Auferstehung des Fleisches oder an ein Fortleben nach dem Tode psychologisch die Grundlage einer jeden religiösen Haltung ist. Dieser Glaube aber scheint ganz besonders in Gefahr zu sein. Rowntree und Lavers haben das nicht nur in den tausend Berichten gefunden, sondern, um sicher zu gehen, noch eine eigene Umfrage darüber veranstaltet. Sie richtete sich besonders an die Altersstufe zwischen 18 und 30 Jahren. Diese Umfrage ergab, daß nur 49% an irgendein Fortleben nach dem Tode glaubten, und etwa die Hälfte von ihnen schloß die Möglichkeit eines unpersönlichen Weiterbestehens ein. Noch schlechter war das Ergebnis der allgemeinen Enquête. Die meist typische Antwort bewegte sich etwa in folgenden Gedanken: „Ich weiß es nicht, und niemand weiß es. Wenn es ein Fortleben gibt, wird es so ähnlich sein wie dieses oder doch vom jetzigen Leben beeinflusst. Aber ich denke nicht darüber nach. Ich tue mein Bestes und fürchte mich nicht vor dem Sterben. Manchmal scheint es unmöglich, sich ein anderes Leben vorzustellen. Aber es ist ebenfalls unmöglich, sich vorzustellen, daß man erlöschen wird wie eine Kerze und nichts zurückläßt. Ich weiß nur eines: es gibt nicht viele Leute, die so leben, als wenn sie wirklich an einen Himmel oder eine Hölle glaubten.“

Zum letzten Satz bemerkt der Bericht, es sei wirklich nur eine Handvoll Leute gewesen, die an eine Hölle mit oder ohne Feuer glaubten. Und das sei praktisch höchst wichtig. Man könne solche Menschen nicht mehr durch die Drohung mit dem Jenseits für den Glauben gewinnen.

Im allgemeinen kommt die Enquête zu dem Ergebnis, daß keineswegs nur die Kirchentreue erschüttert ist, sondern „daß die Mehrheit der Bevölkerung, teils ausdrücklich und nachdenklich, teils instinktiv und unbedacht, so viel von der christlichen Geschichte, wie sie im Neuen Testament niedergelegt ist, von sich geworfen hat, daß keine Kirche sie überhaupt noch als Christen anerkennen könnte.“ Typisch ist die Äußerung: „Ich bin zuviel herumgekommen und habe zu viele verschiedene Religionen gesehen, als daß ich glauben könnte, daß es so etwas wie

eine wahre Religion gibt.“ Oder: „Es ist doch klar — oder nicht? —, daß die christliche Lehre nicht ‚wahr‘ ist. Die Grundidee ist eine feine Sache. Aber sie müßte auf den heutigen Stand gebracht werden.“ Selbstverständlich wurden auch die bekannten Einwände reichlich angeführt: gegen den Gott der Liebe, die „Irrtümer“ in der Schrift, überhaupt gegen die theologischen Synthesen der biblischen Antinomien.

### *Religiöse Aktivität außerhalb der Kirche*

Über das religiöse Leben innerhalb der Familien berichten Rowntree und Lavers nur wenig. Es scheint daran zu liegen, daß ein solches nur in verschwindend geringem Umfang beobachtet werden konnte. Doch wurde in vielen Familien eine genügende Disziplin der Kinder festgestellt, die mehr auf der Liebe und dem Beispiel der Eltern als auf Strenge und Furcht und mehr auf natürlichem als auf religiösem Ethos zu beruhen scheint. Religiöse Kindererziehung ist „mit Gewißheit selten“, häufig deshalb, weil, wie einer der Befragten es ausdrückte, „es nicht fair ist, etwas als Tatsache zu lehren, was ich selbst weit entfernt bin, für gesichert zu halten. Der Geist der Kinder ist nicht genügend entwickelt, die Zweifel und Vorbehalte aufzunehmen, die ich für mich selbst mache“. Im ganzen glaubt die Enquête, das Urteil wagen zu dürfen, daß die wesentlichen Tugenden des Christentums: Liebe, Selbstlosigkeit, Achtung vor der Person gerade auch des Kindes, Duldsamkeit, in den Familien heute wenigstens im selben Maß zu finden sind wie früher. Dagegen scheint das Familiengebet so gut wie ganz verschwunden zu sein.

Der Religionsunterricht in der Schule ist seit 1944 gesetzlich verpflichtendes Fach. Der Plan wird von den lokalen Unterrichtsbehörden aufgestellt. Lehrer können Religion als facultas erwerben. Trotz dieser staatlichen Unterstützung herrscht die Ansicht vor, daß man aus den Lehrern keine Evangelisten machen wird. Auch sie denken vielfach wie die Eltern: wir können nicht geben, was wir selbst nicht besitzen. So bleibt es zumeist bei einer rein intellektuellen Darstellung der religiösen Wahrheit, die auf die Kinder wenig Einfluß ausübt. Dies um so weniger, als ja der Religions-Lehrplan der Schule sich auf die Wahrheiten konzentriert, die die überwiegende Mehrheit der Erwachsenen gerade ablehnt. So wird auch der intellektuelle Einfluß des Religionsunterrichts paralytisch. Es bedarf wohl gar nicht der Erwähnung, daß diese Darstellung nicht für die katholischen Privatschulen Englands gilt. Gerade von hier aus wird aber ersichtlich, warum die englischen Bischöfe mit solcher Energie um die Erhaltung ihrer Schulen kämpfen.

Die religiöse Erziehung seitens der Kirchen beruht hauptsächlich auf der angelsächsischen Einrichtung der Sonntagsschulen. 1949 erfaßten die Freikirchen in ihnen 1,5 Millionen Kinder unter 160 000 Lehrern. Die anglikanische Kirche verfügt über keine Statistik. Die Kinder kommen zumeist aus dem Kleinbürgertum. Übereinstimmend wird zugegeben, daß nur ein verschwindend geringer Prozentsatz der Kinder nach Beendigung der Sonntagsschulzeit weiter am kirchlichen Leben teilnimmt.

In England spielt ebenso wie in den Vereinigten Staaten die Evangelisation in außerkirchlichen Meetings eine große Rolle. Sämtliche kirchlichen Gemeinschaften, auch die katholische, bedienen sich dieses populären Mittels. Sie berichten, daß die sichtbaren und greifbaren Erfolge sehr gering sind, d. h. man gewinnt damit nur wenige neue Mitglieder. Eine ganz große und äußerst intensiv

vorbereitete Straßenmission in Groß-London vom 14. bis 23. April 1947 war ein völliger Fehlschlag. Doch sieht Rowntree darin trotzdem kein unwirksames Unternehmen. Er sagt: „Lange Zeit hat der Mann auf der Straße gesagt, daß die Kirchen sich hinter ihrer Tradition verschanzten haben und in keiner eindrucksvollen oder bedeutenden Art und Weise in sein tägliches Leben getreten sind. Wir glauben, diese evangelistischen Bemühungen sind ein hoffnungsvolles Zeichen, daß die Kirchen womöglich in Bewegung kommen und die Forderung der Zeit aufnehmen. Neue Methoden, eine neue Sprache, neue Gedanken über das, was man lehrt, sind nötig, um die Verkündigung im 20. Jahrhundert zu einer erfolgreichen Realität zu machen. Es würde töricht sein, die Möglichkeiten zu unterschätzen.“ Eine dieser Möglichkeiten liegt auch im Rundfunk. BBC sendet wöchentlich acht Stunden religiöse Programme, die sonntags bis zu 6 Millionen Hörer haben. Das ist sicher ein Anlaß zu hoffen.

#### *Das Gesamturteil*

1. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung glaubt nicht, daß die Kirchen eine Bedeutung für das Leben in diesem wissenschaftlichen Zeitalter besitzen. Die beiden Haupthindernisse dafür liegen im Klerikalismus und in der Starrheit des christlichen Dogmas. Drei positive Faktoren sind zu verzeichnen: religiöse Sehnsucht als Reaktion auf die Vermaterialisierung des Lebens, ein gewisses christliches Erbe („am Christentum ist doch etwas daran“) und ein tiefes Gefühl für die Angemessenheit der christlichen Ethik. „Allgemein gesagt, die Standardmaßstäbe sind die christlichen.“ Während also das Christentum in diesen drei Weisen noch wirksam ist, glaubt Rowntree, daß man die Ansicht, die Kirche sei die notwendige Ausdrucksform des Christentums, nicht mehr akzeptiert. „Es ist nach unserer Ansicht gewiß, daß die Leute bei den Kirchen in ihrer gegenwärtigen Form niemals mehr die Anregung suchen werden, die sie von ihnen empfangen sollten.“

2. Die Frage, ob der sittliche Charakter des Volkes mit dem Schwinden des Glaubens sich ungünstig verändert habe, bildet ja das eigentliche Thema dieser ganzen Enquete. Hier kann zunächst nur kurz angedeutet werden, was sie ergeben hat. Ein erschreckender Zug unserer Zeit ist die Zunahme der unmenschlichen, geradezu brutalen Grausamkeit und Gefühllosigkeit, der Verlust der Humanität im tiefsten Sinne, der sich vor allem in tiefer Apathie gegenüber ethischen Erwägungen überhaupt bekundet. Der Krieg hat diese Demoralisierung stark gefördert. Seine Folgen, besonders die Wohnungsnot, haben dieselbe Wirkung. Im Gegensatz dazu zeigt sich aber ein unerwartetes Interesse für kulturelle, besonders für künstlerische Werte. Auch dafür wird im Bericht reiches Material beigebracht. Die Dekadenz ist also keineswegs eine allseitige. Auch gewisse ethische Haltungen sind im Vordringen; vor allem jene sachlichen Tugenden, auf denen das Arbeits-, Wirtschafts- und Staatsleben beruht. Die Lage als ganze berechtigt zum Optimismus.

3. Es ist auffällig, daß mit einem Schwinden des christlichen Glaubens eine Zunahme christlicher Praxis auf ethischem Gebiet, mindestens in einigen christlichen Grundsätzen zu beobachten ist. Rowntree erklärt dies damit, daß die Massen heute zwischen Kirche und Christentum einen ganz ausgeprägten Unterschied machen. Sie leugnen die Legitimität der Kirchen, aber sie erkennen, daß doch eigentlich alle wesentlichen Lebensfragen vom

Christentum her richtig, oftmals einzig von ihm gelöst werden. Selbst wenn sie keine Christen mehr sein wollen, urteilen sie als Christen über Gut und Böse. Diese Haltung soll sich ganz besonders deutlich in der Jugend zeigen. Aber Rowntree bemerkt sehr richtig, daß diese christlichen Urteilsnormen die Folge einer jahrhundertealten christlichen Tradition sind, die ihrerseits durch den religiösen Glauben geschaffen wurde. „Wir leben vom geistlichen Kapital der Vergangenheit.“ „Wenn das geistliche Vakuum von heute in Zukunft durch einen atheistischen und totalitären Glauben aufgefüllt wird, wird der Maßstab des Verhaltens des Publikums sich der Ethik jenes Glaubens anpassen.“

So geht es also letzten Endes doch darum, die Lebensphilosophie des Durchschnittsmenschen unserer Tage wieder vom christlichen Glauben her zu beleben. Auch dieser Autor ruft deshalb nach einer „neuartigen Darstellung der genuinen christlichen Werte“. Als Nicht-Katholik sieht er die theologische Entwicklung von zweitausend Jahren als eine Belastung an. Er meint, daß die Geisteshaltung der Gegenwart nicht günstig ist für eine Religiosität und Verkündigung, die vom Gottesbegriff ausgeht. „Die Menschen können den Gottesbegriff nicht realisieren.“ Dagegen könne die Person und das Wirken Jesu Christi eine tiefe Anziehungskraft ausüben. Die katholische Kirche werde zunächst noch Boden gewinnen. Aber auch sie werde ihn nicht behaupten können. Sie nimmt den Menschen Furcht, Zweifel und Ungewißheit ab. Sie fordert dafür totalen Gehorsam. Auch sie wird sich mit dieser Forderung eines Tages aus den Reihen ihrer eigenen Gläubigen vor die Frage gestellt sehen: Sind deine Dogmen wahr? Sind deine Priester notwendig?

Rowntree und Lavers sehen die Kirche eben doch auch nur von außen. Sie hoffen auf ein ‚freies‘ Christentum, gelebt von Menschen, die in ihm die höchste Erfüllung des Menschlichen gefunden haben, ihre Überzeugungen anderen vorleben und sich mit Gleichgesinnten finden, so daß neue Gemeinschaften entstehen und die Gesellschaft in langen Zeiträumen von innen her erneuern. An dieser Hoffnung ist sicherlich ein wahrer Kern, wie auch nicht geleugnet werden kann, daß die katholische Kirche offenbar nach außen zuweilen ein Gesicht zeigt, das selbst einem so objektiven Betrachter wie Rowntree eine derartige Kritik abnötigt. In Wahrheit ist es doch aber wohl so, daß gerade innerhalb der katholischen Kirche eine Bewegung im Aufbruch ist, die die Wünsche dieses Kritikers erfüllt, wir meinen den Aufbruch des Laienapostolates. Die katholische Kirche hat, seitdem Pius XI. den Ruf zum Laienapostolat ergehen ließ, für den seine Vorgänger die Voraussetzungen geschaffen hatten, schon im voraus die Beobachtungen dieser Forscher realisiert. Sie weiß, daß dem Wirken der Geistlichkeit heute psychologische und soziologische Grenzen gesetzt sind, die vorher nicht bestanden. Sie kommt, wenigstens auf der oberen Ebene, den Laien, die aus persönlicher Überzeugung heraus aktiv werden wollen, nicht nur mit Vertrauen entgegen, sondern ermutigt sie und fördert sie. Diese Bewegung wird auf die Dauer nicht nur das Gespenst des Klerikalismus ausräumen, sie wird auch in ihrem Wirken und ihrer Sprache weniger von den vermeintlichen Belastungen der Theologie spüren lassen. Sie wird vom Dogma inspiriert sein. Aber sie wird sicherlich weniger intellektualistisch vorgehen als viele Theologen und geistliche Prediger der Vergangenheit.

Dagegen können wir uns nur schwer vorstellen, daß die

von Rowntree und Lavers herbeigesehnte freichristliche Laienbewegung außerhalb aller Bindung an die Kirche zum Sauerteig des Abendlandes werden könnte. Sie wird viel wahrscheinlicher das Schicksal ihrer Vorgängerinnen erleiden. Sie wird oder würde sicher zu den zahllosen bestehenden Sekten nur noch weitere hinzufügen.

## Laien an der Arbeit

John C. Cort, der Sozial-Korrespondent von „The Commonweal“, hat mit den Bischöfen seines Vaterlandes den Common sense, die Vorliebe für praktische Gedanken und die Gabe, sich einfach auszudrücken, gemeinsam. So erzählt er von einem Gespräch mit einem befreundeten Priester, bei dem sie sich darüber unterhielten, was wohl die eigentliche Aufgabe des Laienapostolates sei. Sie kamen zu einem ebenso einfachen wie praktischen Ergebnis: „Meist denken wir immer nur daran, daß die Vereinigungen der Laien dazu da sind, um dem Priester zu helfen, daß er seine Arbeit tun kann. Ein erfolgreicher Pfarrer: das ist ein Mann, der die Laien die eine und den Confrater die andere Hälfte seiner Arbeit tun läßt. Aber das wirkliche Laienapostolat ist jenes, in dem der Priester dem Laien hilft, dessen Werk zu tun. Ein großes, ein wesentliches Werk. Denn nur durch den Laien kann die Kirche ihre Prinzipien durchsetzen in der Familie, in den Berufen, in den Unterhaltungsstätten und im bürgerlichen Leben. Der Laie besitzt eine ausschließliche Zuständigkeit. Eine Kompetenz, die der Priester nicht in Anspruch nehmen kann, weil er Priester und durch sein Priestertum eingeschränkt ist. Der Laie, nicht der Priester, ist wirklich zu Hause in der Gewerkschaft, in der Fabrik, in der Familie, in der Politik. Nur durch den Laien, nicht durch den Priester, können diese Bereiche wirklich christlich werden. Denn wir müssen uns daran erinnern, daß es die Aufgabe der Kirche ist, nicht Individuen zu taufen, sondern das ganze Gefüge der Gesellschaft.“ (Commonweal Jhg. 54 S. 356.)

Die Prinzipien durchsetzen! Die Bereiche christlich machen! Hier, meint John Cort, kommt nun sogleich ein zweites Mißverständnis. Man stellt sich das gern so vor, als käme es darauf an, Führer heranzubilden und sie dann in einflußreiche Stellungen zu befördern. Man strebt also gewissermaßen nach einer Beherrschung der gesellschaftlichen Bezirke durch gute Katholiken. Das ist aber nicht die Sauerteig-Methode, um es so zu nennen. „Aufgabe der ACTU (Vereinigung katholischer Gewerkschaftsmitglieder) ist es in erster Linie, katholische Gewerkschaftsmitglieder zu bilden, d. h. Katholiken, die gute Gewerkschaftler, und Gewerkschaftler, die gute Katholiken sind. . . . Ob diese guten katholischen Gewerkschaftler zu Führern oder zu einem Amt gewählt werden, diese Dinge sind zweitrangig. . . . Es ist töricht, sich immer nur dafür zu ereifern, daß man seine Leute an die Spitzenposten schiebt. Manch ein vielversprechender Mann ist zugrunde gerichtet worden oder mittelmäßig geworden, weil seine Hände zu viel Macht bekamen, bevor er damit umzugehen verstand. Gute Leute brauchen wir, gute Gewerkschaftler. Wenn wir die Leute ausgebildet haben, brauchen wir uns nicht sonderlich darum zu sorgen, daß sie Gefolgschaft finden. Die kommt von allen Seiten: von Juden, Protestanten und sogar von Katholiken. Außer in verzweifelten Lagen sollten die katholischen Gewerkschaftler keine Parteien und Kliken in der Gewerkschaft bilden. Es geht

um etwas anderes. . . . daß Christus von neuem in einem Menschen lebt, durch ihn lebt, und zwar so, daß andere Menschen Christus in ihm sehen und dabei den Wunsch verspüren, daß er auch in ihnen lebe.“

### Marie-Louise und die Chinesen

Da war die kleine Amerikanerin Mary-Louise Tully, die am 5. Januar 1947 in Hongkong an Land ging. Der Priester, der „ihr half, ihr Werk zu tun“, hat ihre Geschichte kürzlich in der Zeitschrift „America“ (6. 10. 1951) erzählt. Sie wollte nicht ins Kloster gehen. Aber sie wollte als Laie etwas tun, um christliches Milieu zu bilden, und zwar im Heidenland. Als sie in Hongkong ankam, galt es natürlich zuerst, eine Stelle zu finden. Sie wurde bei der katholischen Wochenzeitung engagiert und kam unter zehn männliche und zehn weibliche chinesische Mitarbeiter, fast alle Konvertiten, und ein paar portugiesische Mädchen. Sie teilte in allem deren Arbeitsbedingungen und suchte nichts, als ihnen ein christliches Verhalten vorzuleben und ihr Vertrauen zu gewinnen. In der unscheinbarsten Weise verfeinerte sich durch ihre Anwesenheit allmählich die christliche Atmosphäre dieses kleinen Betriebes, der das sehr nötig hatte.

Dann zog Fräulein Tully in ein Heim für chinesische werktätige Mädchen. Sie erweiterte ihr außerberufliches gesellschaftliches Leben. Sie widmete sich den katholischen Studentinnen. Der geistliche Führer und die Schwester, die das bis dahin getan hatten, gestanden bald: In den acht Jahren unserer Tätigkeit haben wir die Mädchen niemals so recht zum Reden bringen können. Vor Marie-Louise tauen sie erstaunlich auf. Sie begann, Konvertiten zu gewinnen; denn ihre Freundinnen führten ihr andere Bekannte zu. Sie waren stolz, jene mit ihr bekannt zu machen. Dann zog Marie-Louise drei andere Mädchen aus Amerika herüber, die gleich ihr in einem Schulungsinstitut für Laienapostel in Grailville ausgebildet worden waren. Zwei davon quartierten sich, nachdem sie in Hongkong eine Stelle gefunden hatten, mit sechs Chinesenmädchen in einem Häuschen eines Vorortes ein. Sie gründeten eine „Familie“, und eine Chinesin fungierte als „Mutter“. Sie weihten ihre Familie der Mutter Gottes, der Ursache der Freude. Sie suchten die Chinesinnen auf diese Art zu einem christlichen häuslichen Leben zu führen unter Beibehaltung chinesischer Formen. Eine der Chinesinnen gestand gelegentlich dem Pater: „Sie haben uns die Theorie beigebracht, aber diese Laien zeigen uns die Praxis.“ Auch dieses Haus strahlt seine Wirkungen aus.

Eine der drei Freundinnen schreibt die Spalte „Antwort einer Frau“ im katholischen Wochenblatt. Sie bekommt nicht nur Anfragen über Anfragen und dadurch Kontakt mit allerlei Leuten, sondern sie kann auf dem Weg über diese Spalte Hilfe in mancherlei Not vermitteln, und davon machen Christen, Heiden und Kommunisten Gebrauch. Da hat sie ein Kind untergebracht, dort eine jugendliche Selbstmordkandidatin mit Lebensmut erfüllt, dann wieder herumlungern den Ex-Soldaten geholfen.

Father Maestrini, der über die Mädchen berichtet, spendet ihnen am Schluß das Lob: Ich habe gedacht, ihr Enthusiasmus würde doch wohl bei diesen Opfern bald erlahmen. Nun sind es schon vier Jahre. Und sie werden immer fröhlicher.

### Erik de Silenen und die Lausbuben

Wie man Beruf und heldenmütige Caritas verbinden kann, zeigt Erik de Silenen in einem Bericht von seiner Tätig-